

Stephen Crane

Die
tristen
Tage
von
Coney
Island

LESE
PROBE

Geschichten

PENDRAGON 



Stephen Crane (1871-1900) gilt als einer der Wegbereiter der modernen amerikanischen Literatur. Seine Geschichten sind gerade deshalb so authentisch und mitreißend, weil er als Abenteurer und Reporter viel davon selbst erlebt hat. Die meisterhafte Darstellung eines Schiffbruchs in „Das offene Boot“ oder die in Nebraska angesiedelte Geschichte „Das blaue Hotel“ zählen zu den Meisterwerken der Weltliteratur. 13 von Stephen Cranes wichtigsten Erzählungen sind in diesem Band versammelt.

Stephen Crane
Die tristen Tage von Coney Island
Geschichten

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Wolfgang Hochbruck

Übersetzt von Bernd Gockel

Festeinband | 272 Seiten | EUR 24,00

Mit Schutzumschlag und Lesebändchen

ISBN: 978-3-86532-762-8



9 783865 327628

Titelgeschichte

Die tristen Tage von Coney Island

„Wenn die Saison hier zu Ende geht“, sagte mir der Fremde, „werde ich unweigerlich schwermütig. Die Tristesse, die zu dieser Jahreszeit ein Seebad wie Ihr Coney Island befällt, löst bei mir regelrecht Depressionen aus. Diese riesigen, leerstehenden Paläste, von krankhaft optimistischen Architekten in die Landschaft gesetzt, erinnern mich unangenehm an meine eigenen Kindheitsträume. In jenen Jahren, in denen man noch ungeniert seinen Visionen nachjagen kann, entwarf ich riesige Schlösser, in denen ich all meine Freunde und Bewunderer bewirten wollte. Erst später wurde mir klar, dass der banale zweigeschossige Holzrahmenbau eine weitaus kom-

fortablere Alternative ist. Diese ausgemergelten Bienenwaben hingegen, die stur und stoisch auf das Publikum warten, ohne das sie nun mal nicht leben können, wirken auf mich erschreckend pathetisch – zumal wenn das Meer, ungerührt und unerschütterlich wie's nun mal ist, putzmunter zu Füßen der traurigen Karusselltiere planscht und keinen Gedanken an die verschwundenen Gäste verschwendet.“

Beim Sprechen schaute der Fremde mehrfach aufs Wasser, als wolle er dem wogenden Meer seine ausdrückliche Missachtung bekunden. Die leichte Brise, die von den Navesink Hills in New Jersey hinüberwehte, hatte ihm die philosophischen Locken zerzaust und auf die Denkerstirn geweht. „In gewisser Weise“, fuhr er fort, „sind die Häuser sogar deprimierender als die Menschen – wobei es hier genug Menschen gibt, die nichts zu lachen haben. Ich beobachtete unlängst einen talentierten und sehr wortgewandten Zeitgenossen, der Ferrotypie-Fotos anfertigte. Doch der gute Mann fand kaum noch Gelegenheit, seine Überredungskünste an den Mann zu bringen. Die wenigen Besucher ergriffen bereits die Flucht, bevor sie der Mann in

seinen Laden zerren konnte. In den endlosen Pausen dazwischen signalisierte sein Gesichtsausdruck, dass das Ende der Welt für ihn nur noch eine Frage der Zeit wäre. Einmal beobachtete ich ihn, wie er sich ein vielversprechendes junges Opfer schon von Weitem ausgeguckt hatte. Man sah geradezu, wie sich seine Muskeln verkrampften, um genau im richtigen Moment zuzuschlagen. ‚Hereinspaziert!‘, sagte er mit einem Enthusiasmus, der ihm die Tränen in die Augen trieb. ‚Hier gibt’s das beste Foto der ganzen Welt. Und für ’nen Quarter gibt’s sogar gleich vier am Stück! Versuchen Sie’s doch einfach mal! Ich garantiere Ihnen, dass Sie stolz nach Hause gehn.‘

‚Ich werd’ stolz nach Hause gehn, auch ohne es versucht zu haben‘, sagte der Junge trocken. Und genau das tat er denn auch. Der Fotograf hätte seine Musterbilder am liebsten auf den Boden geknallt und den Jungen vermöbelt. Er hielt sich zum Glück unter Kontrolle und schenkte seine Aufmerksamkeit lieber zwei Frauen und einem Jungen, die zu diesem Zeitpunkt allerdings kaum mehr als drei Pünktchen am Horizont waren.

Einmal wurde ich Zeuge, wie ein Popcorn-Verkäufer so schrill und verzweifelt jammerte, als würde er das Lamento auf seinen eigenen Tod anstimmen. Mir lief's kalt den Rücken runter, als mir schlagartig das ganze Dilemma der desolaten Popcorn-Branche bewusst wurde. Ich begann zu verstehen, dass es für diese gequälten Kreaturen ein Affront ist, sich ihnen zu nähern, ohne auch nur irgendetwas von ihnen zu kaufen. Ich entschied mich, auf meinen Spaziergängen lieber neue und unorthodoxe Routen zu erkunden, um mir dieses Dilemma zu ersparen.

Die Eisenbahnschaffner und das Bahnhofspersonal legen inzwischen eine Toleranz und Hilfsbereitschaft an den Tag, für die es nur eine Erklärung gibt: Sie sind heilfroh, die Sommerferien-Schlacht lebend überstanden zu haben. Ich bin jedenfalls noch nie Kontrolleuren begegnet, die mit den Beschwerden der Passagiere so entspannt umgingen wie diese hier. Auch in den Biergärten ergreifen die Kellner gleich die Gelegenheit, sich mit den Kollegen auszutauschen und ausgiebig zu schwatzen – was für den Kellner ein nicht unbeträchtlicher Bestandteil dessen ist, was er als *Glück* empfindet. Manchmal

kann's aber passieren, dass man in einem spärlich besuchten Lokal schlechter bedient wird als in einem überfüllten. Einmal wartete ich geschlagene zwanzig Minuten auf eine Flasche *Bier*, das den Namen Bier nicht mal verdient hatte. Mein Kellner amüsierte sich derweil mit einer Gruppe von Landsleuten, denen er eine anscheinend rührende Geschichte erzählte. Ich ließ ihn anschließend *mit leiser Stimme* wissen, dass ein derartiges Gebräu zumindest den Vorzug haben sollte, umgehend serviert zu werden.

Die Restaurants hingegen sind für meinen Geschmack ganz ausgezeichnet – auch wenn sie zum großen Teil einen zweifelhaften Ruf genießen und ihre Gäste unter Bergen roter Krabben begraben. Die schiere Quantität der Meeresfrüchte – seien es die Schalen auf dem Fußboden oder die gefüllten Regale mit frischen Austern – gibt mir immer das Gefühl, ein Mahl auf den Tisch zu bekommen, wie's frischer nicht sein könnte. Was übrigens ein Wissen ist, das ich sehr wohl zu schätzen weiß. Gäste, die gerne Träumen von kolossalen Portionen nachhängen, kommen natürlich ebenso auf ihre Kosten.

Ich entdeckte zahllose Restaurants, die meinem

individuellen Geschmack erstaunlich nahekamen – und mir obendrein die Gelegenheit boten, beim Essen das grandiose Schauspiel der ewig wogenden See zu genießen. Der Kellner pflegte dann immer an meinen Tisch zu treten und die Pfeffermühle auf die Speisekarte zu stellen, damit mich die salzhaltige Brise nicht vom Bestellen meines Dinners abhielt.

Und trotzdem gibt es Situationen, in denen mir das Speisen am Meer gegen den Strich geht. Ein Mann, der Wert auf seinen künstlerisch geprägten Sinn für ein stilvolles Mahl legt, wird sich, wenn er sich in seiner Lieblingsbeschäftigung verlieren kann, immer wie ein Fürst fühlen. Das Meer hingegen, für das ich nicht mehr bin als ein bedeutungsloses Objekt, verweigert mir oft das Gefühl, völlig entspannt speisen zu können. Der daraus resultierende Konflikt irritiert mich zutiefst und hat dazu geführt, dass ich inzwischen mehr die Restaurants in den Gassen bevorzuge. Ich erzähle Ihnen das alles nur, weil ich denke, Ihnen eine diesbezügliche Erklärung schuldig zu sein.“

Als wir uns vom Strand entfernten und eins der riesigen Gebäude umrundeten, dessen Pathos den

Fremden so irritierte, sahen wir vor uns ein beeindruckendes Areal, das eine Unzahl von Karussells, Achterbahnen, Ringschaukeln, Riesenrädern und ähnlichen Attraktionen beherbergte. Der Fremde hielt für einen Moment inne und ließ das Spektakel auf sich wirken.

„Sie werden's nicht glauben“, sagte er dann, „aber ich bin von diesen Spielzeugen tatsächlich fasziniert. Natürlich wird Ihnen nicht verborgen geblieben sein, dass diese Jahrmarktattraktionen nichts anderes sind als Spielzeuge, die zu überdimensionaler Größe aufgeblasen wurden. Sie bestätigen auch meine langgehegte Theorie, dass die Menschheit nur zehn Minuten lang auf den Rummelplatz muss, um locker vier Jahrhunderte Agonie vergessen zu können. Damit wir uns nicht missverstehen“, fuhr der Fremde in einem Atemzug fort, „ich bin ein großer Freund dieser Fahrgeschäfte! Wenn ich beobachte, wie sich eine Person im Kreis dreht, rauf und runter saust oder drunter und drüber, bin ich felsenfest davon überzeugt, dass sich irgendjemand im Himmel diese wundervollen Spielzeuge ausgedacht haben muss.“

Ich verstehe auch nicht, warum es niemanden gibt, der dem Volk eine riesige Menge von Schaukelpferden zur Verfügung stellt, damit sich alle schwebend und schaukelnd ins zeitweilige Vergessen verabschieden können. Eine spezielle Polizeieinheit müsste diese Phasen intensiver Stille überwachen – wobei leise Unterhaltungen zwischen den reitenden Gästen natürlich möglich sein sollten. Taubstumme könnten sich unters Volk mischen und ihnen schlaffördernde Getränke anbieten. Und ich meine das wirklich im Ernst! Ich rede hier von völlig rationalen Gedankengängen. Der Mensch braucht nun mal den Nervenkitzel – und bekommt seine Dosis, wenn er sich wie ein Papierdrachen ohne Schweif in die Luft schleudern lässt. Als Gegengewicht ist dann aber ein beruhigendes Element hilfreich – und das bekommt er, indem er sich auf eine Schaukel setzt und ein Gefühl erlebt, als würden 35 temperamentvolle Schauspielerinnen schmachtend dahinschmelzen. Sicher, es gibt einige Herrschaften, die von diesem Glücksgefühl nichts wissen wollen und sich über die Spielzeugmaschinen lustig machen. Aber ich garantiere Ihnen: Wenn man sie in einer dunk-

len Nacht beobachten könnte, ohne dass einer ihrer Freunde anwesend wäre, würde ihnen allen ein Lächeln übers Gesicht huschen – zumindest den meisten von ihnen. Und was mich selbst betrifft: Wäre ich nicht gerade der große Philosoph, hätte ich keinerlei Hemmungen, mich auch persönlich an dieser Form des Rausches zu beteiligen.“

Wir spazierten weiter zum Tingeltangel-Viertel. Die Häuschen in den überfüllten Gassen rücken hier erstaunlich eng zusammen und erinnerten an die „Straßenszene in Kairo“: Ein immerwährendes Tuten, Flöten und Schrammeln begleitet das chaotische Gezeter, manchmal noch akzentuiert vom Knattern der Schießbuden und den hypnotisierenden Gesängen der zahllosen Fakire. An einem der Stände, an dem man mit einem Baseball auf Holzkatzen und schwarze Holzköpfe werfen kann – und womöglich Gefahr läuft, eine schlechte Zigarre zu gewinnen –, hatte sich ein selbstbewusster junger Mann mit einem ganzen Haufen Bälle eingedeckt. Der Spott der Zuschauer war groß, als jeder Ball sein Ziel verfehlte. „Du würdest ja nicht mal ’nen Kirchturm treffen“, höhnte ein großer und kräfti-

ger Kerl. „Das ist nicht wahr“, entgegnete der junge Mann, in seinem Stolz sichtlich getroffen. In ihrer Nähe standen drei finster aussehende Männer, die in eine hitzige Diskussion vertieft waren. „So viel ist klar“, konnte man einen von ihnen reden hören, „der Junge hat einfach zu viel Geld in der Tasche.“ Die Sonne war in die Wolken hinter Staten Island und den Narrows verschwunden. Das seitlich einfallende Licht gab den Gebäuden mit ihrem grellen Saphirblau und Karminrot inzwischen eine dezentere Tönung. Durch eine Hauslücke erhaschte man einen Blick aufs Meer, das an dieser Stelle eine blassgrüne Farbe angenommen hatte. Straßenlaternen wurden angezündet und verbreiteten schnell einen intensiven, orangefarbenen Glanz. In einem sonst menschenleeren Restaurant hatten sich zwei Gäste eingefunden: ein junger Mann und eine zierliche Sängerin aus einer der Music Halls. Die Art und Weise, wie sie lachte und munter drauflos schnatterte, war für ein Tingeltangel-Mädchen wohl nicht weiter ungewöhnlich. Der Junge wirkte eher so, als fühle er sich nicht wohl in seiner Haut. Er hockte da wie ein Häufchen Elend und sah

ganz erbärmlich aus. Das Mädchen hingegen – daran hatte der Fremde keinerlei Zweifel – war von ihrem Gegenüber höchst angetan. Er schien das Music-Hall-Mädchen in kürzester Zeit ins Herz geschlossen zu haben.

Wir hatten das Amüsierviertel inzwischen verlassen und sahen plötzlich ein Meer aus wogendem Marschgras vor uns. Ein schwarzer Zug schien mittendurch zu dampfen. „In einer der Music Halls habe ich übrigens eine echte Entdeckung gemacht“, sagte der Fremde, als wir uns auf den Rückweg machten. „Es handelt sich um eine grauhaarige alte Dame, die voller Stolz die Position der ersten Pianistin bekleidet. Ich gehe gerne in dieses Etablissement und male mir die Schlägereien und Trinkgelage aus, die sie überstehen musste, um diesen krönenden Abschluss ihrer Karriere zu erreichen. Wenn man ihr zuschaut, hat man den Eindruck, sie würde ein siebzigköpfiges Orchester leiten – dabei dirigiert sie nur sich selbst. Es ist jedenfalls ein Schauspiel, diesen grauen Kopf in Bewegung zu sehen. In diesen Momenten habe ich tatsächlich das Gefühl, mit mir

und der Welt so ziemlich im Reinen zu sein – ein Geständnis, das einem Philosophen meines Kalibers nicht gerade leichtfällt.

Auch die Männer, die vor den Fahrgeschäften arbeiten, nehmen ihre Tätigkeit unglaublich ernst. Man glaubt, in ihren Gesichtern die Gefräßigkeit und Unersättlichkeit eines Raubtiers erkennen zu können – als stünden sie ständig kurz davor, sich auf dich zu stürzen und zum Kauf einer Eintrittskarte zu zwingen. Diese knausrigen und übervorsichtigen Schaulustigen müssen sie doch geradezu in den Wahnsinn treiben. Als ich zum ersten Mal in diesen Teil der Stadt kam, war ich jedenfalls überrascht und hochofrenut. Seit ich aus dem Westen hierherkam, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, ein Rudel gefährlicher Wölfe beobachten zu können. Jaja, ich weiß, was Sie mir jetzt sagen werden: dass das alte Coney Island mit dem heutigen Coney Island überhaupt nicht vergleichbar sei. Das wollten Sie mir doch gerade sagen, oder etwa nicht?“

Wir gingen für eine Weile schweigend nebeneinander her, bis der Fremde zu einem Stand ging, um

sich ein Würstchen zu kaufen. „Als Respektsperson ist man natürlich an gewisse Regeln gebunden“, sagte er nach seiner Rückkehr. „Es ist fast so, als sei man an ein Rad gekettet – und wenn sich der Triumphzug der Mode dann in Bewegung setzt, kommt man schnell unter die Räder. Natürlich kann man sich die Situation schönreden und auf das Gesetz verweisen, dass absolut alles, was gesellschaftlich noch inakzeptabel ist, eines Tages als selbstverständliche Errungenschaft gefeiert werden wird. Der Nachteil besteht darin, dass man warten muss, bis *andere Leute* diesen Wunsch äußern – und die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass man in der Zwischenzeit seinen eigenen Impuls bereits wieder verloren hat. Was macht also ein Mann, der leidenschaftlich gern Würstchen auf der Straße verzehrt? Würde ich mich an die gesellschaftlichen Spielregeln halten, könnte ich bis zum Jahr 3365 warten. Dann nämlich wird es eine Selbstverständlichkeit sein, raue Mengen von Würstchen auf der Straße zu vertilgen. Ich hingegen hätte zu diesem Zeitpunkt vermutlich schon völlig andere Vorlieben entwickelt. Aber ich bin nun mal keine Respektsperson,

sondern ein Philosoph. Ich esse Würstchen auf der Straße mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der Sie vielleicht eine Zigarette rauchen.

Sehen Sie die drei jungen Männer da drüben, die offensichtlich ihr Leben in vollen Zügen genießen? Man beachte ihre herausfordernden Mienen, diese verwegene Draufgänger-Attitüde, mit der sie an ihren Zigarren paffen. Drei junge Männer dabei zu beobachten, wie sie sich ihres Lebens erfreuen, ist für mich ebenso unterhaltsam wie lehrreich. Sinn und Bestimmung dieses unerbittlichen Universums kristallisieren sich dabei für mich immer plastischer heraus. Manchmal muss man sich eben auch amüsieren können, um angesichts des ganzen Wahnsinns nicht Selbstmord begehen zu wollen. Und ich sehe an diesem Beispiel, mit welcher simplen und amüsanten Methoden das Universum sein Ziel erreicht. Eine Prise Angeberei, gemischt mit dem Bewusstsein, gesellschaftliche Normen zu verletzen, reichen schon völlig aus, um diese jungen Männer in Hochstimmung zu versetzen. Und zu diesem frühen Zeitpunkt ihres Lebens sollte man sie darin unbedingt unterstützen. Schließlich haben nur die

großen Philosophen einen Anspruch auf das Wissen, wie man sein Leben lang unglücklich bleibt.“

Auf dem Weg zum Bahnhof hielt der Fremde noch mehrfach an, wenn ihm Menschen über den Weg liefen, die ihn aus irgendeinem Grund faszinierten. Er tat es mit einer Selbstverständlichkeit und Unverfrorenheit, als würde er sich Käfer unter der Lupe anschauen. Einmal fühlte sich ein Käfer derart provoziert, dass er ihm Prügel androhte. „Was gibt’s da zu glotzen, Alter?“, fragte er ihn. „Mein Freund“, antwortete der Fremde, „wenn sich irgendjemand in dieser Welt für Sie interessiert, sollten Sie die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen, um sich selbst einer substanziellen Selbstanalyse zu unterziehen. Es muss doch eine überraschende Erfahrung für Sie sein, dass es jemanden gibt, der sich nicht nur für sich selbst interessiert.“ Der streitlustige Junge wusste nicht so recht, was er darauf antworten sollte und wandte sich lieber an seinen Freund: „Der Typ tickt doch nicht ganz sauber. Was? Keine Ahnung. Irgendwas von *Selbstanalyse* oder so was. Die Rädchen in seinem Köpfchen müssen schon reichlich locker sein.“

Auf der Zugfahrt blies der kalte Wind quer durch die offenen Waggon. Im blassen Licht der Innenbeleuchtung konnte man beobachten, wie die Köpfe der Passagiere im Rhythmus der Räder hin und her wippten. Direkt vor uns hörten wir das Knacken von Erdnusschalen: Ein stämmiger Mann, der mit dem Kopf auf der Brust eingeschlafen war, zermalmte sie mit seinen unruhig zuckenden Füßen. Irgendwo im Waggon begann ein Betrunkener zu singen.

„Das Spektakel, die Leute auf der Rückkehr zu ihrem tagtäglichen Schlachtfeld zu beobachten, hat immer eine gewaltige Wirkung auf mich“, sagte der Fremde. „Das Gelächter eines Sonntagabends klingt anders als der Übermut, der bei anderen Anlässen zutage tritt. Ihm ist ein aggressives Draufgängertum zu eigen, eine Angeberei und Sorglosigkeit, in der aber auch so etwas wie mürrische Verdrossenheit mitschwingt. Diese ganze Zugladung voller Menschen ist auf dem Kollisionskurs mit dem unausweichlichen, drohenden und verheerenden Montag. Unser trunkener Sänger da vorne wird vermutlich schon bald wieder sein Fuhrwerk kutschie-

ren und wüst über seine Pferde oder andere Fahrer schimpfen. Er fühlt bereits, wie sich dieser unerbittliche Montag in sein Leben hineinschleicht. Noch vor zwei Stunden wurde er vom Rummelplatz und Bier so in Anspruch genommen, dass für den Montag kein Platz in seinem Kopf war. Nun aber wird er mit ihm knallhart konfrontiert – und da er ihn nicht aus dem Weg räumen kann, reagiert er sich mit Zorn und Verachtung ab. Sie können dieses Sentiment in seinem Lied hören, das letztlich nichts anderes ist als das Quäken eines gekränkten Kinds. Wenn er nicht so eitel wäre ... nun, die Welt kann von Glück reden, dass wir nicht alle so große Denker sind.“

Wir saßen auf dem Unterdeck des Bay-Ridge-Boots und schauten auf die beeindruckenden Lichter von New York, die durch die rot-bläulichen Dunstschwaden schimmerten. Die kleine italienische Kapelle, die auf dem Oberdeck spielte – durch zwei Türen und drei Ecken von uns getrennt – produzierte einen verschwommenen, einlullenden Rhythmus, der die Stimmung an Bord perfekt ergänzte. Noch einmal blies eine Brise in die Locken

des Philosophen. Vorne am Bug klatschen die Wellen gegen das Boot. Die matten Lichter mit ihrer melancholischen Mischung aus Rot, Grün und Orange baumelten über unseren Köpfen. Über dem Boot segelten ein paar sandfarbene Wolken vor dem Dunkelblau des Himmels. „Donnerwetter“, sagte der Fremde, „wenn ich nicht schon so viel erlebt hätte – und wenn ich nicht so viel über die Zukunft wüsste ... ich könnte absolut glücklich sein in diesem Moment – was dann wie ein Lauffeuer um den Globus ginge und auf alle Philosophen der Welt überspringen würde.“



150.

Geburtstag

1. Nov. 2021

Stephen Crane wurde 1871 in Newark geboren. Als Journalist und Kriegsberichterstatter erlebte er zwei Kriege in Griechenland und Kuba. Er schuf in seinem kurzen Leben ein enormes Werk: Lyrik, Erzählungen und Romane. 1898 siedelte Crane nach England über und freundete sich mit Joseph Conrad, H.G. Wells und Henry James an. Anfang Juni 1900 starb Stephen Crane mit nur 28 Jahren in Badenweiler an den Folgen einer Tuberkuloseerkrankung. Zuletzt erschien von ihm im Pendragon Verlag der Roman „Die rote Tapferkeitsmedaille“.

**Für Ernest Hemingway
„eines der besten Bücher
unserer Literatur“.**

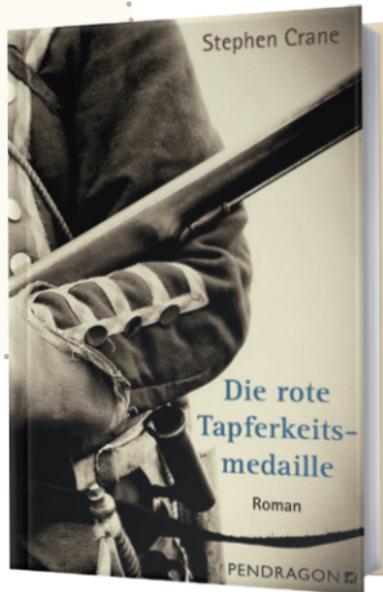
Stephen Crane
Die rote Tapferkeitsmedaille

Roman

Übersetzt von Bernd Gockel

978-3-86532-686-7

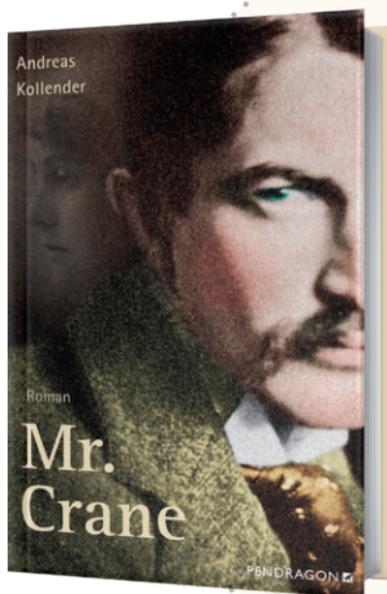
EUR 24,00 (D)



Als „Die rote Tapferkeitsmedaille“ 1895 erschien, entwickelte sich der Roman rasch zu einem Bestseller und veränderte die Sicht auf den modernen Krieg radikal. Dieser Perspektive schlossen sich viele Autoren an, bis hin zu Erich Maria Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“.

Im Sommer 1900 wird der Schriftsteller Stephen Crane im Tuberkulose-Sanatorium Badenweiler von der jungen Krankenschwester Elisabeth gepflegt. Sie kennt seine Bücher, seit Langem fühlt sie sich ihm seelenverwandt. In den heißen Tagen im Sanatorium entwickelt sich zwischen den beiden Außenseitern eine obsessive Liebesbeziehung, die sie vor allen geheim halten müssen.

Andreas Kollender gelingt es in „Mr. Crane“ meisterhaft, das Wesen dieses viel zu früh verstorbenen Genies heraufzubeschwören.



Andreas Kollender
Mr. Crane

Roman

978-3-86532-685-0

EUR 24,00 (D)



PENDRAGON

Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 05 21 6 96 89
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

Überreicht von Ihrer Buchhandlung